

In Zeiten wie diesen: Wir teilen etwas

Paulus erinnerte die Galater-Gemeinde an Jesus „Teilt miteinander das, was euch das Leben schwer macht. Dann wird es für alle leichter zu tragen.“ Über die bleibende Aktualität habe ich in meinem letzten Brief „In Zeiten wie diesen“ nachgedacht.

Dieses Teilen ist mir schon wieder über den Weg gelaufen.

Vielleicht kennen sie den inspirierenden Kalender „**Der andere Advent**“ vom „**Andere Zeiten-Team**“, das nicht erst jetzt diesen Namen trägt, in ihm las ich am zweiten Advent eine schöne Geschichte von Frank Hofmann. Sie endete mit dem Satz: „Wir teilen etwas.“

Wieder geht es ums teilen. Das ist ja interessant. Im Text geht es darum, dass zwei Menschen sich kennengelernt haben, die vollkommen unerwartet feststellen, dass sie ein Interesse miteinander teilen.

Meine Gedanken werden in andere Richtung geschubst: Mit welchen Menschen teile ich

Erinnerungen? Mit welchen Menschen habe ich Erlebnisse, Orte, Menschen, Geschichten, Reisen gemeinsam wahrgenommen? So, dass wir etwas miteinander teilen. Mir fallen meine Reisen ein, die ich jahrelang organisiert habe und die Orte, die ich mit Menschen besucht habe. Über gemeinsame Erlebnisse, die wir teilen, ließe sich sprechen. Sie verlebendigen, weil sie Teil unseres Lebens sind. Weißt du noch, Marlies, als du unbedingt die Insel Stromboli vom wild tosenden Meer aus sehen wolltest, weil du so unvergessliche Jugenderinnerungen daran hattest? Da standen wir allein vorne am Bug des Schiffes, ungewohnt raue See, aber keine noch so hohe Welle konnte uns abhalten, Ausschau nach Stromboli zu halten. Eisern hielten wir Ausschau, hatten regelrecht Freude an diesem heftigen Wellengang, hielten uns fest, doch dann wurden wir regelrecht umgehauen der Wucht der Wellen. Eine vollkommene Dusche. Statt Stromboli sehen, nasse Realitäten erfahren. Eine Erfahrung, die wir teilen. Stromboli wäre gar nicht zu sehen gewesen, erfuhren wir später, aber die Jugenderinnerung, die bleibt ja.

Nun raus aus diesen Erinnerungen. Es ist Sonntag. Zweiter Advent. Jetzt geh ich erst mal laufen. Beim Joggen denke ich weiter darüber nach: Mit welchen Menschen habe ich was geteilt. Klick, klack, hin und her geht es in meinem Gehirn. Plötzlich verharrt es. Bleibt stehen bei einer kleinen, lebensstiefen und lebenshungrigen Frau, vollkommen unkonventionell und anders als andere Menschen in ihrem Alter. Ich hatte sie noch in meinen Zeiten als Sozialarbeiterin der Dürener Kirchengemeinde kennengelernt. Sie lebte von sehr wenig Geld. Ausschließlich von Sozialhilfe und war fähig, sich das nicht nur einzuteilen, sondern auch noch was zur Seite zu legen. Sie spielte sehr gern und gut Blockflöte und war stolz, auf ihre selbst komponierten Stücke. Auch ihr Zuhause unterschied sich vollkommen von dem anderer. Eine Zwergenwohnung, winzig klein, aber Puppen, die in verschiedenen Szenerien miteinander agierten. Vollkommen lebendig waren sie für... Ja, wie hieß sie denn nochmal? Wieder ist ein Name weg. Kennen Sie das auch. Da ist eine Erinnerung, aber der Name ist weg.

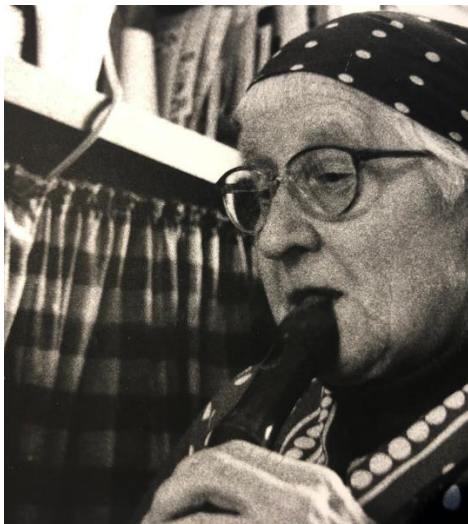
Hör auf, darüber nachzudenken, denke ich, dann kommt er und gebe mich weiter der Erinnerung hin. Ich weiß noch, dass ich damals dachte, was für eine Hilfe diese Parallelwelt mit ihren Puppen für sie war. Es war ja auch nicht so, als lebte sie nicht in der Echtzeit, das tat sie durchaus. Und das erfuhr ich dann so richtig, als ich begann verschiedene Gruppen in der Kirchengemeinde aufzubauen, die wir später „Das Netz“ nannten. 1990 starteten wir mit dem Erzählcafé. Ich freute mich, wenn ältere Menschen, die ich aus der Einzelbetreuung kannte, auch zu den Gruppen kamen. Darunter auch Lilly

Schröder. Ach, da ist der Name ja wieder! Schön, mein Gehirn verlässt mich nicht ganz und schön, dass sie wieder ihren Namen hat.

Also Lilly Schröder kam und blühte richtig auf. Vollends blühte sie auf, wenn das Lied „Die Gedanken sind frei“ gesungen wurde. Lilly ging kurzerhand nach vorne und tanzte das Lied, jede Szene des Liedes fand einen Ausdruck. (Die Gedanken sind frei. Sie ziehen vorbei wie nächtliche Schatten. Kein Mensch kann sie wissen, kein Jäger erschießen) Ich war begeistert. Doch ich musste feststellen, dass es Menschen gab, die das anders sahen. So was macht man doch nicht. Macht man so was nicht? Tanzen, Eindrücken Ausdruck verleihen, pure Lebensfreude möglich machen, ganz und gar im Jetzt leben? Glücklich sein?

Ich machte mir zu Aufgabe, dass wir Anderssein tolerieren. Dass Menschen lebendig sein können.

Zuhause angekommen suchte ich nach den wenigen Bildern, die ich von Lilly Schröder habe.



Mit wem aber teile ich die Erinnerung an Lilly Schröder? Wer erinnert sich noch an sie? Ich glaube, dazu reicht die digitale Post nicht aus, die muss ich analog erreichen. Aber mir fallen einige Menschen ein, ich werde ihre Adressen ermitteln und ihnen schreiben und fragen. Aber warum mache ich das? Um die Erinnerung größer zu machen, zu vervollständigen? Um mir zu helfen? Um mit den Menschen, die ich anschreibe, in Kontakt zu treten, den Kontakt in Zeiten wie diesen aufzufrischen? Um Lilly Schröder und Menschen wie sie Ehre zu erweisen?

Ich erinnere mich noch, dass damals berichtet wurde, sie haben als Kind eine Gehirnhautentzündung gehabt und ihr Verhalten seien Nachwirkungen davon. Mag ja alles sein, es ist auch vollkommen unwichtig. Hier war ein Mensch, der Raum für seine Lebendigkeit brauchte, und den haben wir ihr gegeben. Mit der Zeit war es für alle „normal“, wenn Lilly vorne tanzte. Ich war froh, dass sie auf diese Weise auch unter Menschen kam und für ihr Talent eine Bühne hatte. Und sie erhielt auch Anerkennung von den anderen Besucherinnen und Besuchern, wenn sie Blockflöte spielte.

Wie würde es ihr heute gehen? In Zeiten von Corona? Würde sie nur in ihrer Parallelwelt mit den Puppen zuhause leben? Nur? Ihr bliebe kaum anders übrig. Ab und zu ein Telefonat, aber sonst viel Für-sich-sein oder eben mit den Puppen leben.

Am 4. Dezember 2020 hörte ich bei WDR 5 in der Reihe Tagesgespräch die Sendung „Ältere schützen – zu welchem Preis?“ Eine hörenswerte Sendung mit Beiträgen älterer Menschen und Angehöriger, die ein vielschichtiges Bild vermittelten. Eines kristallisierte sich heraus: Ältere

Menschen, die allein leben, seien besonders von Isolation betroffen. Wo sind für sie da überlege ich? Dann bringt ein Anrufer mich auf eine Idee. Er erzählt zunächst von seinen, wie er zugibt, oft immer gleichen Anrufen bei seiner Mutter. Was gibt es schon Neues zu erzählen. (Muss man immer Neues erzählen, frage ich mich?) Aber dann habe seine Mutter ihn überrascht. Mit viel Freude habe sie ihm am Telefon erzählt, sie habe ihre alten Gedichtbände herausgenommen und würde sich die Gedichte nun laut vorlesen. Das habe ihr richtig Freude gemacht. Laut lesen sei ganz anders als leise lesen. Da hat sie Recht, denke, ich, diese Erfahrung teile ich mit ihr. Und so, der von seiner Mutter überraschte Anrufer weiter, habe sie ihm dann am Telefon Gedichte vorgelesen. Er war begeistert. Ist das nicht eine gute Idee? Erst einmal sich allein Gedichte laut vorzulesen. Dann aber auch Gedichte einander vorzulesen und dann vielleicht auch darüber zu sprechen. Ist das nicht auch eine schöne Variante des Teilens?

Es gibt noch mehr Varianten. Aber darüber kann man ja weiter nachdenken, in Zeiten wie diesen.

Seien Sie herzlich begrüßt

Elke Bennetreu

Im Dezember: Komm, setz dich zu mir...

Heute ist dein Geburtstag, 93 Jahre wirst du heute.

Mutter, das heißt in dir sind 94 Jahre gelebtes Leben. Ich bin gerade aufgewacht und mein erster Gedanke ist dein Geburtstag, es ist noch ganz früh am Morgen. Draußen mehr Nacht als Morgen.

Ich steh auf, mache Licht an und nehme mir die Kerze, die ich mir bereit gestellt habe, zünde ein Streichholz und dann die Kerze an. Ich mache das elektrische Licht aus und sehe nur den Schein der Kerze in der Dunkelheit. Dann ist ihr Licht am schönsten. Das Licht leuchtet in der Dunkelheit am stärksten und am schönsten. Ein schöner Gedanken, den man übertragen kann, den ich aber loslasse, wichtiger ist es jetzt, dass die Kerze nicht ausgeht, wenn ich zu dir nach oben gehe. Du bist bestimmt schon wach. Du bist auch immer sehr früh wach. So behüte ich die Kerze mit meiner sie umschließenden Hand und gehe langsam die Treppe rauf.

Du wohnst oben im Haus, ich unten. Hier hast du deine Kinder großgezogen und ich meine später auch. Jetzt sind wir zwei alten Frauen allein. Ich, die junge ins Alter hineinwachsende Frau und du, die hochaltrige Frau. Im Übergang habe ich oft das Gefühl, du wirst immer durchlässiger, sanfter, behutsamer, zärtlicher.

Vorsichtig öffne ich die Tür, ich kenne hier jede Stelle – und da sitzt du auf deinem Sofa, eingehüllt in deine Decke, Rücken und Kopf angelehnt an die Rückenlehne. Das ist dein Nest, dein Ort der Geborgenheit und schaut nach draußen, denn gegenüber ist das Fenster, und der Nachthimmel mit Sternen und noch ein ganz wenig Mond schauen herein. Abnehmender Mond, aber ganz hell. Das hast du gern, in den Himmel schauen. Dann siehst du mich. Siehst das helle Licht der Kerze, „Wie schön“, freust du dich, auch wenn du das Ritual schon kennst. Eine Kerze in der Dunkelheit. „Komm, sagst du, „setz dich zu mir“, und mit den Worten streifst du mit deiner Hand den Platz neben dir glatt. „Komm, setz dich zu mir“, das hört sich schön an, das tut gut. Alles sein lassen, einfach sein, innehalten. Mein kleiner Glückwunsch, eine zarte Hinwendung und Geste. Ihr Geburtstag: Wie viele werden noch kommen? Ihr Geburtstag immer im Advent. Gerade in dieser Zeit habe ich beruflich viel zu tun, aber ich habe seit Jahren diesen Tag freigehalten, erst ab Mittag und in den letzten Jahren ganz. Ich will einfach da sein an diesem Tag. Nachmittags kommen ein paar Gäste, da muss ich alles

herrichten. Nicht mehr so viele wie beim neunzigsten, aber immerhin. Aber das ist erst am Nachmittag dran. Jetzt sitzen wir da einfach. Sie hat ihre Hand auf mein Knie gelegt. Für eine so zierliche Frau hat sie eine große Hand, mit kräftigen Adern. Eine Hand, die zupacken musste. Und du zeigst mir den Mond. „Schau mal, wie das kleine schmale Stück vom letzten Mond jetzt glänzt, er strahlt richtig. Und der Stern daneben. Ist das die Venus?“ fragst du. Ich glaube schon, sag ich, bin aber ein bisschen unsicher. Aber schön ist es allemal. Man sollte sich die Zeit nehmen und so früh morgens in den dunklen nächtlichen Dezemberhimmel schauen. Man soll sich Zeit nehmen, so still nebeneinander zu sitzen. „Das habe ich gern“, sagst du „den Himmel, den Mond und die Sterne.“ Bist du ihnen nah?

Dann erzählst du von früher. Wie weit der Schulweg war. Das hast du mir schon öfter erzählt. Der weite Schulweg. Die Schule war weit weg von eurem Bauernhof, in einem anderen Ort. Während du sprichst, tauchen in mir die Bilder deiner Heimat auf: Angeln, östlich von Flensburg, eine ganz abgelegene Gegend an der Förde. Die Höfe liegen noch heute weit auseinander. Das war nicht schön, so weit zu gehen, lange allein – bis später dann andere Kinder hinzukamen.

Der Weg scheint dich zu einer anderen Erinnerung zu führen. Dein Weg zur Arbeit, hier bei uns, jahrzehntelang bist du ganz früh morgens aufgestanden. Vor vier Uhr morgens. Als Kind konnte ich mir nie vorstellen, so früh aufzustehen. Aber was blieb dir übrig, du bist ganz jung Witwe geworden und musstest die Kinder ernähren. Die Witwen- und Waisenrente, das reichte nicht. Und ohne Ausbildung, da blieb dir nicht viel anders übrig, als putzen zu gehen. Erst Postfilialen in der Umgebung und dann die Beförderung, das Postamt in der Stadt. Also ganz früh aufstehen. Immer. Es musste alles geputzt sein, bevor das Publikum kam. „Die Räume für die Schalterbeamten mussten geputzt werden, mit den großen Glasscheiben, die große Halle“, erzählst du „und die Telefonhäuschen vor der Post, die oft schlecht rochen, alles bevor die Leute kamen.“ Sie erzählt aus ihrem Leben, denke ich – und ich mache mir Bilder über ihre Bilder. Eine Zeitlang musste ich morgens mit dem Bus zur Arbeit fahren, die Bushaltestelle war gegenüber der Post – und das ist ein Bild, das sich mir eingebrannt habe. Alles war noch dunkel, nur diese große Halle war erleuchtet, und meine Mutter gebückt mit Eimer und Schrubber, putzend, wringend, wischend.

Ich steige aus dem Bild aus.

Aus dem Bild, sie noch putzend vor mir zu sehen. Und auch aus dem Bild, wie ich morgens mit ihr auf ihrem Nest-Sofa sitze, dicht an dicht und in den Nachthimmel schaue und ihr zuhöre.

Ich steige aus diesem Bild aus. Es ist Erinnerung. Was sind das für Räume, in denen wir zurückgehen können?

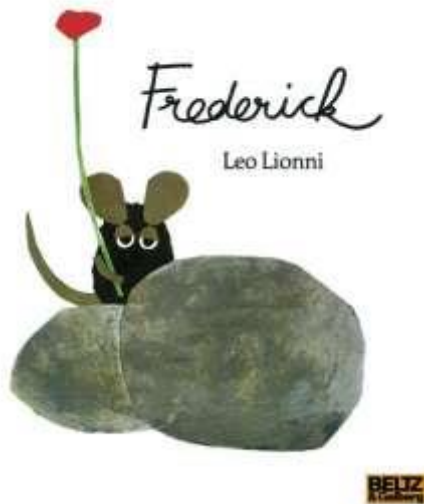
Jetzt geh ich in den Raum des Jetzt, der Gegenwart. Es ist gut von einem Raum in einen anderen gehen zu können. Was es doch für viele Räume in meinem Kopf gibt.

„Dann musst du ja ganz lange im Dunkeln morgens zur Schule gegangen sein“, überlege ich, will ich sie fragen, aber das geht nicht mehr. Warum habe ich das nicht gefragt?

Die Antwortl bekomme ich nicht mehr, auch nicht, wenn ich in die Räume der Erinnerungen gehe. Ich muss diesen Weg mal abgehen, nehme ich mir vor. Weiß ich überhaupt wo die Schule war?. Gibt es noch jemanden, der mir das sagen kann? Eine Spurensuche. Wenn wir aus diesen Coronazeiten heraus sind, muss ich dort hinfahren. Es sind fast 800 km.

Wenn ich heute an meine Mutter zurückdenke, dann weiß ich, wie wichtig es war, dass wir solch stille Zeiten hatten, dass das was Besonderes war, mehr als miteinander sprechen, einander zuhören, mehr als beieinander sein. Da war eine ganz sanfte feine Atmosphäre, wie aus einer anderen Welt. Heute am 7. Dezember 2020 ist dein 96igster Geburtstag. Ich werde dein Grab besuchen und es

schön herrichten. Eine Kerze werde ich mitbringen und anzünden. Klar. Blumen. Natürlich. Aber ich werde auch eine Isomatte mitnehmen und vielleicht einen Kaffee in einer Thermoskanne. Ja, das habe ich mir so überlegt. Und dann nehmen wir uns etwas Zeit und ich höre, wie du sagst: „Komm, setz dich zu mir.“



In Zeiten wie diesen – 3. Adventsbrief: Das Teilen von Geschichten

Es sind an die vierzig Jahre her, dass ich Leo Lionnis Bilderbuchgeschichte Frederick kenne und liebe. Frederick ist eine Feldmaus. Im Herbst als die Mäuse fleißig arbeiten, Stroh und Nüsse als Vorräte für den Winter sammeln, sitzt Frederick immer nur rum und schaut. „Warum arbeitest du nicht?“ fragen die anderen Mäuse Frederick. Doch der meinte: „Ich sammle Farben, denn der Winter ist grau.“ Und dann, als es schien, er sei eingeschlafen, meinten sie „träumst du?“ „Aber nein, ich sammle Wörter.“ Frederick sammelte also andere Vorräte und als der kalte Winter kam und die Vorräte immer knapper wurden, da packte Frederick seine Vorräte aus und erzählte wie hell und warm die Sonne sei, da wurde es den Mäusen wärmer. Und als er erzählte, wie schön die Farben des Sommers seien, da wurde alles farbig in der Vorstellung der Mäuse. Dann aber wollten sie wissen „Und die Wörter?“ Und Frederick erzählte von den vier kleinen Feldmäusen im Himmel, wie du und ich, die alle auf ihre Weise für die Jahreszeiten sorgen: „Vier verschiedene Fröhlichkeiten“, schließt er. Den Mäusen tut es gut, zu wissen, dass alles seine Zeit hat und die Farben und die Sonne des Frühlings und Sommers wiederkommen wird.

Ich glaube alle Eltern, Großeltern und Urgroßeltern lesen ihren Kindern diese Geschichte vor. Und sie wohnt dann in den Kindern und manchmal wacht sie wieder auf, wir erinnern sie und erzählen sie. Aber was Frederick da macht, achtsam sein und sammeln, an etwas Schönes erinnern und das in Worte zu fassen, darin können wir uns auch einüben. Und das hilft in schlimmen Zeiten wie diesen. Das ist nicht nostalgisches Erinnern, das ist Lebenshilfe. Und das zeigt, welche Vorräte wir eigentlich alle gespeichert haben. Beim biografischen Arbeiten finde ich es immer wieder interessant, wie viel vergessen zu sein scheint, dann aber können bestimmte Impulse Erinnerungen hervorholen, die uns stärken können. Wieviel wir erlebt und durchgestanden haben. Wie viel Kummer in unserem Leben war, aber auch wie viel Reichtum. Mitte Oktober 2020 haben wir im Kloster Steinfeld noch ein solches Seminar angeboten. Ich war wieder einmal erstaunt, wie gut es den Teilnehmerinnen und Teilnehmern tat, Leben zu erinnern. Lichte Seiten, aber auch Schattenseiten, die aber aus der Distanz oft anders aussehen.

Vielleicht brauchen wir in Zeiten wie diesen auch ein solches Erinnern an bessere Zeiten, aus denen wir Trost schöpfen für die Gegenwart und Hoffnung für eine bessere Zukunft. Das macht übrigens auch die Bibel. Im Advent werden die Texte des Propheten Jesaja gelesen. Auch er erzählt dem vertriebenen und im Exil lebenden Volk Israel von Gottes Wegbegleitung in der Vergangenheit. Ein Erinnern, das Kraft in der Gegenwart gibt, Gott ist da, ist gegenwärtig, vertraue darauf.

Sind wir also wieder beim Teilen. Teilen von Geschichten. Wie jene von Frederick, wie jene des Propheten Jesaja im Alten Testament, wie jene aus unsrem Leben. Erinnern wir uns, was Leben ausmacht und schaffen wir den Grund für eine bessere Zukunft.

Ihre Elke Bennetreu

Eine Empfehlung: Lesen Sie einen interessanten Text über bzw. von Jesaja im Deutschlandfunk

https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-kraft-der-erwartung-der-prophet-jesaja-als-idealer.1124.de.html?dram:article_id=402840